



Marianne Kühn  
Kleinwachau –  
Sächsisches  
Epilepsie-  
Zentrum  
Radeberg  
gGmbH

# Es kommt immer auf die Art der Leute an

*Kinderheim, Anstalten, NS-Zeit, Flucht, Haushaltshilfe, Rentnerin und Autorin. Marianne Kühn berichtet aus ihrem nicht immer einfachen Leben in Räumen der Diakonie.*

Am 3.1.1932 wurde ich in Dresden-Friedrichstadt geboren. Meine Mutter, Johanna Kühn, hat sich nicht um mich gekümmert. Eine Zeitlang lebte ich bei meiner Großmutter. Bald kam ich ins Krüppelheim Dresden-Trachenberge. Sie haben mich mehrmals operiert, vor allem meine Füße, ich kann mich nur noch schwach erinnern. Ich blieb körperbehindert. Dort verbrachte ich einige Jahre.

## Kinderheim

1937, noch bevor ich zur Schule ging, wurde ich in das Kinderheim »Bethesda« in Radebeul verlegt. Da ich wegen meiner Behinderung die Volksschule nicht besuchen konnte, kam ich im Kinderheim zur Schule. Es waren alles behinderte Kinder. Wir hatten an Fächern: Schreiben, Lesen, Rechnen, Heimatkunde und Handarbeiten. Trotz mancher Kümernisse, kein Zuhause zu haben und als Behinderte leben zu müssen, habe ich dort eine frohe Kindheit mit all den vielen Leidensgefährtnissen erleben dürfen. Ich musste so leben, wie das vorgesehen war, wie es in einem Heim so ist. Auch Schmerzliches habe ich erfahren. Zum Schulausflug haben sie mich nicht mitgenommen. Sie dachten ich kann nicht laufen. Ich hatte orthopädische Schuhe. Ich bin hinterhergelaufen, ein Mann brachte mich zurück.

## Heil- und Pflegeanstalt

1941 wurde das Kinderheim aufgelöst und als Lazarett eingerichtet. Ein großer Teil der Kinder kam nach Kleinwachau bei Radeberg in die Epileptischen- Heil- und Pflegeanstalt, auch ich war dabei.

Ich kam in das Hauptgebäude auf eine Station wo 26 Kinder lebten, äl-

tere und jüngere, Mädchen und Jungen. Als ich mich eingelebt hatte, machte ich es mir zur Aufgabe, die Kleinen mit zu versorgen; es machte mir Freude. Ich konnte weiter am Schulunterricht teilnehmen. Zur Familie hatte ich keinen Kontakt.

Die Jahre vergingen rasch und es kam die Zeit, dass unser uns liebgewordenes Heim geräumt werden musste. Es kam dort ein Landesjugendhof für schwer erziehbare Jugendliche hinein.

## Ich bekam die Nummer 457

Am 23.5.1943 kamen wir alle zum letzten Mal in unserer Kapelle zusammen. Die Abschiedsfeier, welche uns Herr Oberkirchenrat Dr. Walter Schadeberg hielt, ging uns allen sehr nah. Wie es jedem in dieser Stunde zumute war, lässt sich nicht beschreiben. Nach der Feierstunde ging es hinaus auf den Hof. Dort standen schon die Autobusse. Das Einsteigen fiel uns schwer, doch nützte alles zurückbleiben nichts. Obwohl wir sonst gern mit dem Autobus gefahren sind, machte es an diesem Tag keinen Spaß. Wir haben bloß geweint. Wir Schulkinder kamen in die Landesanstalt Großschweidnitz, weil es hieß, dass wir dort weiter am Schulunterricht teilnehmen könnten.

Eine Diakonisse und unsere Lehrerin brachten uns in die Anstalt. Als wir in das Haus gebracht wurden, wo wir leben sollten, mussten wir gleich ins Bett. Die ersten Wochen durften wir auch nicht wieder aus dem Bett heraus. Wir mussten warten, bis unsere Sachen mit einer bestimmten Nummer gekennzeichnet waren. Ich bekam die Nummer 457.

## Hinter Schloss und Riegel

Die ersten Wochen konnten wir uns gar nicht wohlfühlen und das Einleben war bitterschwer. Die Schwestern waren oft hart und streng zu uns. Wir weinten oft, hatten großes Heimweh und wären am liebsten weggelaufen. Doch das war nicht möglich, wir saßen hinter Schloss und Riegel. Für uns, die wir die Freiheit gewöhnt waren, war das eine harte Strafe.

Als wir außer Bett sein konnten, war es gar nicht an dem, dass wir Schulunterricht haben konnten. Einmal in der Woche besuchte uns der Anstaltspfarrer Johannes Axt. Er brachte einige Aufgaben mit, die wir machen konnten. Das Richtige war es nicht. Die versäumten Schuljahre machten sich in späterer Zeit doch bemerkbar.

## Drohender Tod

Als es immer kritischer mit der Politik wurde, wurde das Elend noch schrecklicher und schlimmer für uns. Die armen kranken Kinder starben in den letzten Wochen häufiger nacheinander als bisher. Darunter waren auch die Kinder aus Kleinwachau, von denen ich als Einzige übrigblieb. Ich schwebte täglich in Angst und Gefahr, denn woran konnte ich merken, wenn sie auch mir irgendwelche Mittel ins Essen gaben, um einzuschlafen und nicht wieder aufzuwachen?

Als die sowjetischen Truppen immer näher kamen, versuchten die Schwestern mich in eine Falle zu locken. Sie meinten, dass ich nicht weite Strecken laufen könne, und fragten mich, ob ich im Auto mitfahren wolle. Damit wäre ich auf dem Friedhof gelandet, wie all die anderen. Ich ließ mich nicht darauf ein. Gott gab mir zur Zeit die rechten Worte in den Mund: »Ich kann und will laufen«. So bin ich meinem schwersten Schicksal entkommen. Gott hielt seine Hände über mein Leben.

## Flucht

Kurz vor Kriegsende wurden wir auf die Straße geschickt. Es war ein

furchtbares Gedränge, so dass ich von meinen Freundinnen getrennt wurde. Es hieß nur: Aufpassen und Heranhalten. Ich wollte und musste mitkommen; allein war ich verloren. Ich hielt mich immer an Menschen, von denen ich auch in der größten Not Worte hörte, welche wohlthaten.

Durch die Tiefflieger, die uns umkreisten und oft beschossen, kamen wir nur schrittweise vorwärts. Mit dem Flüchtlingstreck kam ich bis Schönlinde in der CSSR. Da wir als Deutsche nicht dort bleiben durften, nahm mich eine Flüchtlingsfamilie mit nach Großpostwitz und brachte mich dort auf das Gemeindeamt. Wohin sollte ich gehen? Elternhaus hatte und kannte ich nicht. »Bethesda« und »Kleinwachau« waren aufgelöst und nach Großschweidnitz wäre ich von selbst nicht gegangen.

Ich begann zu laufen und betete. Leute mit einem Wagen nahmen mich mit, gaben mir von ihrer Marschverpflegung ab. In einer halben Nacht sind wir nach Arnsdorf gekommen. Ich wurde als Findelkind in der Anstalt abgegeben. Wenn ich mich auch erst gar nicht einleben konnte, war ich doch froh,

dass ich wieder eine Unterkunft hatte und versorgt war.

Von dort schrieb ich nach Kleinwachau. Die Anstalt war von russischen Soldaten besetzt, sollte aber bald freigegeben werden. Am 12. Dezember 1945 kam eine Diakonisse von Kleinwachau nach Arnsdorf, um mich zu holen. Ich war froh, dankbar und glücklich. Dort habe ich angefangen zu schreiben.

### Zurück in Kleinwachau

Da ich nun mit das älteste Mädchen in Kleinwachau war, musste ich viel im Haus helfen. Es machte mir Freude, die Kinder mit zu betreuen und bei den Hausarbeiten zu helfen. Am 30. März 1947 wurde ich konfirmiert. Es war ein schöner Tag für mich, auch wenn ich ihn nicht in einer Familie feiern konnte.

Gewohnt hab ich im Hauptgebäude und arbeiten war ich im Berghaus. Ich musste auf die Kinder aufpassen, mit ihnen spazieren gehen, Betten beziehen, Strümpfe stopfen. Bekommen habe ich dafür ein Taschengeld. Das habe ich zusammengespart bis ich mir eine Schreibmaschine kaufen konnte. Eine Diakonisse hatte mich darauf gebracht. Sie sah mich immer Tagebuchschrei-



ben mit der Hand. Ich durfte an ihrer Maschine schreiben lernen.

Meine Geschwister habe ich erst nach 1945 kennengelernt. Die mittlere Schwester kam mit meiner Oma nach Kleinwachau mich besuchen. 1955 hat mir meine Mutter das erste Mal geschrieben.

1957 war ich in Thüringen bei den Eltern der Oberin von Berlin als Haushaltshilfe. Ich wollte selbstständig werden. Die Familie hatte drei Kinder. Dort habe ich Kochen gelernt. Ich habe alles mit links hingekriegt. Dann war ich krank. Es war mir zu viel. Da haben sie mich nach Kleinwachau zurück geschickt. Weil ich weg von Kleinwachau wollte, haben sie mich mit einer Frau aus einem Heim in Dresden-Loschwitz getauscht.

Das war 1963. Ich wollte mal etwas anderes sehen und für fast umsonst arbeiten wollte ich auch nicht mehr. Das Haus in Dresden gehörte zur Stadtmission. Aber dort war es auch nicht anders. Ich habe in der Wäscherei gearbeitet: Wäsche aufhängen, abnehmen, bügeln, rollen bis 1967. Mit sieben Leuten lebte ich zusammen im Schlafzimmer, geistig Behinderte und Körperbehinderte zusammen. Alle 14 Tage sonntags durften wir jemanden besuchen, bin mal zur Oma oder auch zu Bekannten nach Bad Lausick gefahren.

### Küchenhilfe in Moritzburg

1966 war ich zur Behindertenrüstzeit im Bachhaus in Moritzburg. Beim Tischdecken und -abräumen



habe ich mich so geschickt angestellt, dass die Hausmutter gesagt hat »so Eine würden wir brauchen«. Ich wollte auch und sie hat sich mit der Oberin in Verbindung gesetzt. ¼ Jahr bin ich hin und hergefahren mit dem Bus zwischen Dresden und Moritzburg. Ich musste erstmal sehen, ob ich die Arbeit schaffe. Ich habe es geschafft, weil ich es wollte. Am 15.3.1967 habe ich ein Zimmer bekommen, später eine Bodenkammer. Die Bodenkammer konnte ich heizen, sie hatte einen kleinen Dauerbrenner. Von meinem ersten Gehalt habe ich mir Möbel gekauft. Später einen Kühlschrank und Fernseher. Bis 1982 habe ich in Moritzburg gelebt.

Von 1967 bis 1977 habe ich in der Küche gearbeitet, dann wurde ich invalid geschrieben. 5 Jahre habe ich voll gearbeitet und 5 Jahre halbtags. Manchmal haben wir 70–80 Mahlzeiten pro Tag zubereitet für Rüstzeiten, Katecheten und die Diakonschüler. Wir waren 5–8 Personen in der Küche. Ich habe Gemüse geputzt, abgewaschen und gekocht wenn die Hauseltern nicht da waren. Das war meine beste Zeit. Die Arbeit hat mir Spaß gemacht.

### Sagt Sie und nicht Marianne

Als die Hauseltern gewechselt haben wurde es anders. Die neue Frau wollte alles selber machen. In der Buchhaltung hat eine Frau gearbeitet, die hat zu den anderen gesagt: Das ist Frau Kühn, sagt Sie und nicht Marianne – es haben sich alle daran gehalten. Diese Veränderung tat mir gut.

Im Sommer bin ich in den Mittelteich zum Baden gegangen, war weit zu laufen. Ab und zu bin ich nach Dresden gefahren. Ich konnte machen was ich wollte. In den Urlaub bin ich nach Bad Lausick gefahren. Das Geld war nicht viel, ich habe keine Schulden gemacht. Schulden machen kann ich nicht. Ich bin weggefahren oder zur Rüstzeit, bin gern gereist nach Berlin, Tübingen, Israel.

1977 habe ich begonnen in einer Physiotherapie saubermachen. Ich durfte wegen der Invalidenrente nur stundenweise arbeiten. Das habe ich bis 1982 gemacht. Habe die Füße der Leute ins Fußbad gesetzt, Instrumente gereinigt und saubermacht.

1982 musste ich das Zimmer aufgeben als Dienstwohnung. Es wurde mir nicht gestattet, dort wohnen zu bleiben. Der Bürgermeister von

Moritzburg hatte mir versprochen sich zu kümmern, aber es wurde nichts daraus. Die eine angebotene Wohnung war baufällig, bei der anderen die Toilette über den Hof. Das Dresdner Rathaus hat mir die 2-Raum Wohnung in Dresden-Prohlis verschafft. Sie brauchten eine Bescheinigung vom Arzt, dass ich nicht jeden Tag das Bett Hin und Herräumen kann. In Prohlis bin ich mit einer Frau im Haus in Kontakt gekommen.

In der Prohliser Kirchgemeinde habe ich das Kirchgemeindehaus sauber gehalten. Dort habe ich meine Betreuerin kennengelernt. 1983 hat Niedersiedlitz ein neues Kirchgemeindezentrum bekommen. Pfarrer Seele kannte ich von Kleinwachau, seine Frau war dort Praktikantin. Er hat mich gefragt, ob ich auch dort saubermachen kann. Habe dann beide Häuser halbtagsweise saubermacht. Gearbeitet habe ich bis zur Rente 1992, ich hätte gern weitergemacht, aber der neue Pfarrer hat gesagt »jetzt sind Sie in Rente.«

### Als ich raus war aus dem Heim konnte ich selbst entscheiden

1997 bin ich ins »Schmetterlingshaus« der Diakonissenanstalt ins betreute Wohnen gezogen. 16 Jahre habe ich da gewohnt. Ich hab selber gekocht, meine Betreuerin kam wöchentlich und von der Sozialstation wurde ich versorgt. Mit der Zeit kam weniger Besuch und später fühlte ich mich allein. Da es mir früher in Moritzburg so gut gefallen hatte und das meine beste Zeit war, wollte ich hierher, ins Seniorenzentrum Moritzburg Haus »Friedensort«.

Es kommt immer auf die Art der Leute an. Die erste Zeit haben andere für mich entschieden. In allen drei früheren Heimen konnte ich nicht entscheiden. Ich hatte das Gefühl, dass ich mehr kann als mir zugetraut wurde. Es geben sich alle Mühe. Aber das Eigentliche, das Selbstständige geht verloren. Als ich raus war aus dem Heim konnte ich selbst entscheiden. ■

